

LESEPROBE

Tina
Uebel

UEBEL UNTERWEGS

SKURILES UND BEMERKENSWERTES VOM LANDWEG HAMBURG-SHANGHAI



DEUTSCHE KLASIK

27. Juli. English for the Iranian Passenger oder: Do you do invisible mending?

Wer immer noch die Vorstellung hegt – und bei meinen diversen Gesprächen im Vorfeld der Reise schien mir diese nicht gänzlich unverbreitet –, Ali Normalteheraner sei den ganzen Tag mit Beten, Steinigen und Urananreichern beschäftigt, dem kann ich hiermit berichten: Dem ist nicht so. Er macht sich auch mal einen faulen Lenz. Heute zum Beispiel. Es ist Feiertag, Geburtstag des 12. Imam, des Mahdi. Eine gute Gelegenheit, es genauso zu halten. Und was soll ich sagen, vom Faulen-Lenz-Machen versteht er was, der Teheraner.

Ich nehme die Metro nach Norden, so weit sie bislang geht, und verbesele es beinahe, dann auch auszusteigen, denn auf den Fahrplänen ist bereits die künftige Endstation angegeben, während der *Lonely Planet* noch etwa vier Haltestellen hinterhinkt. Von dort gönne ich mir ein Taxi hoch zum Saad-Abad-Palastmuseum; bevor ich mir einen Lenz mache, mache ich Historie, ich bin nämlich *wirklich* kein solch schlimmer Banause, wie es bisweilen den Anschein haben mag.

Saad Abad ist ein Museumskomplex innerhalb eines weitläufigen Parks, die ganze Anlage war einst dem Schah sein klein' Häuschen. Zwei seiner Residenzen sind mit Originalmobiliar zu

besichtigen, der Weiße und der Grüne Palast, und erwartungsgemäß hat sich der Schah, soviel sei gesagt, nicht bei Ikea eingerichtet. Stattdessen zeigt er einen Hang zum *Dinner-for-One*-mäßigen ausgestopften Bodentiger und generell zum Lüster. Das Schlafzimmerdeckenmosaik aus einer Phantastillion Minispiegeln allerdings würde mich beim Aufwachen umgehend in den galoppierenden Irrsinn treiben.

Im Weißen Palast spricht mich Ar. an, wiederum ein Student, wiederum Elektronikingenieur, seinem Examen fehlten nur zwei Punkte zur vollen Punktzahl, die bei Sechshundertirgendwas liegt. Auch er wollte nach Schweden, um weiter zu studieren, aber weil er seinen Militärdienst noch nicht abgeleistet hat, wird das vorerst nichts werden. Kaum überraschend, verplaudern wir uns ausführlich, und stehen dabei allen Museumsbesuchern unglaublich im Weg herum. Kaum überraschend gibt auch er mir seine Telefonnummer und Mailadresse, wenn ich Hilfe bräuchte in Teheran, möge ich ihn bitte anrufen. In soviel Bredouille kann kein Mensch geraten, wie ich inzwischen Telefonnummern und Mailadressen habe. Meistens machen wir Fotos, sodass ich als kleinen Dank wenigstens Bilder zumailen kann.

Der Park erstreckt sich bergauf, Wege schlängeln sich hindurch, überall im Schatten, auf Bänken oder im Gras, sitzen und liegen Pärchen, Familien, Cliques beim Picknicken, Chillen,

Dösen. Oben vorm Grünen Palast finde ich ein kleines Café, das, praise the Lord, echten Kaffee serviert. Ich bestelle Espresso, was dauert, aber welchen Preis wäre ich nicht zu zahlen bereit.

Ich habe kaum genippt, da werde ich schon vom Nebentisch gefragt, ob ich mich nicht dazusetzen möchte. Ein junger Typ sitzt dort mit seiner alten Mutter bei Fruchtsakes. Er ist Student, der gerade auf sein Visum fürs Auslandsstudium hofft. Ich dachte mir schon so was. Sein Englisch ist nicht so perfekt wie das von Ar., aber beileibe kein Kommunikationshindernis. Die Mutter spricht nur Farsi, ist aber entzückend und strahlt mich an. Sohn übersetzt, Mutter hat viele neugierige Fragen. Über mich, meinen Beruf, meine familiären Umstände, ob ich Christ sei. Was ich mal bejahe, ich denke, Atheismusdebatten wären jetzt vielleicht überzogen. Sie will meine Meinung zum Hijab wissen und zupft an ihrer recht strengen Verschleierung. Wie immer, wenn ich nach meiner Meinung gefragt werde – so oft kommt das übrigens nicht vor –, antworte ich wahrheitsgemäß, dass ich nicht reise, um meine Meinungen in die Welt zu tragen, sondern um mir ein paar neue und womöglich bessere zuzulegen.

Vielleicht kurz zum Aufreger Kopftuch – vor meiner Abreise sagte mir jemand gar, sie würde allein des Kopftuchzwanges wegen nie in den Iran fahren. Ich nun trage in Sonnenstichgebieten meist sowieso eines, weil mir Hüte lästig fallen (allerdings am Hinterkopf gebunden, nicht unter dem Kinn, was einen nennenswerten Temperaturunterschied ausmacht), und

ich würde, wenn jeder Tuch trägt, auch freiwillig mittragen, es erschiene mir schlicht als eine Frage der Schicklichkeit, und Letztere, wie jeder Reisende weiß, variiert halt von Kultur zu Kultur, bummsti, fertig ist die Laube. Es erntete ja auch der Herr aus Papua, der dort mit seiner Penishülse einen fieschen Eindruck macht, bei uns auf der Mönckebergstraße eher scheele Blicke. An meinem Kopftuch zuppel ich die ersten zwei Stunden zwanghaft rum, dann hab ich's eigentlich für den Rest der Reise vergessen. Wie man sich von einem derartigen Kinkerlitzen vom Reisen abhalten lassen kann, ist mir schleierhaft, kleiner Scherz.

Die Temperaturen liegen allerdings auch bloß in den Dreißigern, letzte Woche waren's hier zehn Grad mehr, und ab 40 °C sind mir schon die eigenen Augenbrauen zu warm. Meine Manteauvariante, eine Art übergroßer Hemdenmantel, den ich aus irgendeinem Grund besaß, ist jedenfalls übertrieben gewählt, viel zu schwer, zu dick, zu heiß, ich bin am ganzen Körper schwitzig und backsig. Da ich nicht glauben will, dass eine solch permanente Backsigkeit gottgefällig ist, notiere ich Manteaukauf zu den Haarnadeln auf meine Einkaufsliste. Nach dem Erwerb zweier ultraleichter Baumwollinger – ein blaugraues sackhaftes Büßerhemd und ein elegantes schwarzes aus der Produktionslinie von H&M – geht's schon besser. Eigentlich keine große Sache.

Aber Zwang ist halt Scheiße. Immer. Da beißt die Maus keinen Faden ab. Das sehe nicht nur ich so. Wer mal ein paar richtig blocklos getragene Kopftücher sehen will, der fahre nach Te-

heran. Weniger kann man ein Kopftuch nicht tragen, ohne dass es per definitionem zum Halstuch wird. Ähnliche Phänomene zeigen sich bei den Manteaus. Keinesfalls huscht die Teheranerin notwendigerweise im Tschador durch die Schatten. Nach meinen viertägigen Observationen würde ich sagen, die Weiblichkeit teilt sich in circa: ein Viertel Tschadorträgerinnen, ein Viertel sehr konservativer Hijab, ein Viertel dezente Eleganz, ein Viertel heiße Feger.

Was ich übrigens fast immer gefragt werde, ist, welches Bild die Europäer von den Iranern haben. Ob man glaube, die Iraner seien alle Terroristen? Barbaren? Fanatiker? Diese Sorge scheint die Teheraner schwer umzutreiben, ich nehme an, ein Teil der überwältigenden Freundlichkeit und frappierenden Offenheit, die mir entgegengebracht wird, entstammt dem verzweifelten Bedürfnis, dieses Bild zu korrigieren. Es funktioniert. Ich kann mir sehr gut vorstellen, wie alle diese kultivierten, modernen Städter ein mittelalterliches Fanatismus-Image verabscheuen müssen.

Mehr als einmal werde ich gefragt, ob die Menschen in Deutschland glücklich seien. Wie beantwortet man diese Frage. Ich sage, ich glaube nicht, dass die Menschen in Deutschland *wissen*, wie glücklich sie sind. Wissen wir nicht. Sonst verstünde man in diesem unserem Land ja das eigene Wort nicht mehr wegen des ununterbrochenen tosenden Jubelgeschreis.

Ich muss mich irgendwann losreißen, ich will schließlich noch einen faulen Lenz machen. Zu diesem Zweck verlasse ich Saad Abad am nördlichen Ende und gehe von dort eine steile Straße hoch, dies ist Darband, eines der Lieblingsausflugsziele Teherans. Die Berge im Norden locken mit guter Luft, schöner Natur, Skipisten bis in den Sommer hinein und jeder Menge Halligalli.

Darband ist unglaublich. Am Ende der Straße, bei der Sessellift-Talstation, beginnt sich ein kleiner, steiler Weg den Berg hochzuwinden, gesäumt von Büdchen, Lädchen, Cafés, Teestuben, Restaurants. Weil für all das eigentlich kein Platz ist, wuchern diese Orte am Berg und in den Berg hinein, wie Schwalbennester oder Baumpilze an einem Stamm. Ein Restaurant hat seinen Gästen gar ein Lager mitten ins Flüschen gestellt. Alles ist ziemlich bunt, sowohl die Lokale als auch die Speisen. Gibt's irgendwo noch ein freies Plätzchen, haben sich dort bereits Picknicker niedergelassen. Großfamilien grillen, Liebespaare flirten, halbstarke Jungs spielen sich auf. Apropos aufspielen: Nirgendwo wird keine Musik gespielt. Ein Greis kommt mir entgegen, der einen CD-Player wie eine Schultertasche trägt. Auf dem Pfad drängen sich Trekker mit Outdoorerquipment an Tschadormüttern mit Picknickkorb vorbei. Und trotz des ganzen Trubels schafft es die Atmosphäre, unheimlich relaxt zu bleiben.

Mit mir und Bergen ist es nun so, dass ich, wenn ich einmal damit angefangen habe, nicht wieder aufhören kann; ist wie mit Chips. Der Pfad wird felsiger und steiniger, die Erlebnisgastronomie bleibt erschöpft zurück, auch ich habe zu kämpfen und schütte Wasser in mich hinein, es ist nämlich nach wie vor mordsmäßig heiß. Ich trage das Büßerhemd, alles andere führte zum sofortigen Kollaps. Ich trage allerdings mit meinen Schwachmatensandalen das völlig falsche Schuhwerk, inzwischen ist das hier zum Fall für echte Bergschuhe geworden.

Die Clique, die mich anspricht, trägt Bergschuhe und Profirucksäcke, drei Jungs, ein Mädchen, wir steigen zusammen weiter und keuchen dabei mühevoll ein Gespräch zurecht. Schließlich haben wir die letzte Hütte – hier oben sind es Steinhäuschen, die nichts mehr mit Ausflügerei zu tun haben – hinter uns gelassen, und jetzt erst sieht man, dass dies kein Spaßhügel ist, sondern ein wildes, wunderschönes Hochgebirge.

Wir setzen die Rucksäcke ab, trinken Wasser, verschnauften. Reden. Die vier haben Zelte dabei und werden heute Nacht campen, zwei, drei Stunden weiter oben. Ich bin ein bisschen neidisch. Natürlich laden sie mich ein, mitzukommen, aber ich habe da ja möglicherweise noch eine Verabredung mit Alireza, dem Cousin meines Hamburger Lieblingspersers. Das nächste Mal, Inshallah.

Wir reden über Gott und die Welt und, wie immer, über Politik, während die immer rottere Sonne immer längere Schatten wirft und die Amüsierschlucht unter uns in Dämmerung versinkt. „Vielleicht werden unsere Kinder Freiheit haben, irgendwann, in dreißig Jahren“, sagt M.; er ist Mitte zwanzig. Dann, als wir ein Gruppenfoto zum Abschied machen, ich in ihrer Mitte, sagt sein Freund an der Kamera „Say *Ahmadinedschad* and smile“, als er den Auslöser drückt. Zum Abschied tauschen wir Mailadressen und Telefonnummern, und falls ich in Teheran irgendetwas bräuchte, solle ich doch bitte anrufen. Ich bekomme noch eine Wasserflasche aufgenötigt, für den Rückweg, und wiederum fällt mir der Abschied schwer, ich hätte die vier gerne näher kennengelernt, wir haben uns in dieser kurzen Stunde verdammt gut verstanden.

Zurück im Tal habe ich hinreichend Mobilnetz, um Alireza anzurufen, und siehe: Wir verstehen uns überhaupt nicht. Hotel, Hotel, radebrecht er; Darband, Darband, sage ich, moduliert in jeder nur denkbaren Betonung und Aussprache. Alireza sagt, er rufe zurück und legt auf, kurz darauf ruft mich eine Frau an, die mir entgegenradebrecht, ich solle das Restaurant nicht verlassen, Alireza sei in einer halben Stunde da. Bloß: Ich sitze gar nicht im Restaurant. Ich bin in keinem Restaurant, sage ich, worauf die Frau auflegt. Schätze, ich suche mir besser ein Restaurant.

Ich finde eines, das von der Gestaltung her an einen nordkoreanischen Atombunker gemahnt, draußen aber steht auf Englisch *Restaurant & Coffeeshop Diplomat*, was mir einerseits Kaffee verheißt und mich andererseits darauf hoffen lässt, man spräche dort genug Englisch für einen Telefondolmetscherjob zwischen mir und Alireza. Außerdem kann man das Ding schwerlich übersehen.

Weit gefehlt. Dauernd sprechen alle Leute Englisch, es sei denn, man braucht das mal. Hier gestaltet sich selbst das Bestellen eines Espressos unmöglich. Das Farsi-Wort für Espresso ist übrigens: Espresso. Der Kellner hält mir mit zunehmender Dringlichkeit die Farsi-Speisekarte unter die Nase und kann nicht verstehen, dass ich nichts verstehe. Trotz internationaler Doofertourist-versteht-nicht-Pantomime. Erstaunlich.

Rufe Hamburger Lieblingsperser an und erläutere meinen Standort, damit der's seinem Cousin erklärt, trinke Wasser, schaffe es im dritten Anlauf doch noch, einen Espresso zu bestellen, worauf man fast umgehend damit beginnt, die Kaffeebohnen auszusäen. Ich warte fast eine Stunde auf den Espresso und auf Alireza noch länger.

Die anderen Tische auf der Terrasse haben sich derweil mit jungen Menschen gefüllt, die Boys tragen ihre Polohemden zwei Nummern zu klein und mit hochgeklapptem Kragen, die Girls

tragen High Heels und Seitenscheitel mit langer Haarsträhne über einem Auge, das Kopftuch hinten auf die Turmfrisur geklemmt; und zwar alle, ausnahmslos, selten einen strengeren Dresscode gesehen.

Als mir bereits selbst ein Seitenscheitel zu wachsen droht, kommt er doch noch: Alireza! Wir begrüßen uns schüchtern, beide Seiten fremdeln noch stark.

Weil Alireza eigentlich gar kein Englisch spricht, hat er vorsichtshalber seinen Kumpel Peyman mitgebracht, der noch weniger gar kein Englisch spricht (doch, das geht!). Alireza, ein bezaubernder Jungspund, macht große Augen, greift stumm in eine Plastiktüte und legt ein Buch auf den Tisch: *English for the Iranian Passenger*. Das kann heiter werden.

Es wird heiter. Wir steigen in Alirezas Auto und haben dann alle drei keine Ahnung, was wir voneinander wollen. Alireza blättert hektisch im *English for the Iranian Passenger*, findet nichts Brauchbares, Peyman nimmt ihm das Ding aus der Hand, blättert noch hektischer, sagt dann triumphierend „Fahrenheit!“. Ich nehme an, er will übers Wetter reden.

Muss ich wohl die Sache in die Hand nehmen, bzw. das Buch. Aus reiner Notwehr lerne ich meinen ersten ganzen Satz auf Farsi, entnommen dem *English for the Iranian Passenger*, einer dieser Sätze, ohne die Auslandsreisen nicht denkbar sind: „Do

you do invisible mending?“ Wenig Gelegenheiten sind vorstellbar, zu denen diese Frage unangebracht wäre. Vor lauter Übermut erwäge ich, gleich auch noch „Can you get me a salmon?“ zu lernen, spare mir das aber vielleicht doch bis morgen auf.

Weil wir uns nicht verstehen, verlegen wir uns aufs Lachen, und siehe, das klappt erstaunlich gut, es dauert keine 10 Minuten und wir haben irre viel Spaß. Wir cruisen durch Teheran, hören laut Musik, versuchen vergeblich, unseren Dolmetscher in Hamburg zu erreichen, Alireza raucht, liest die ersten Kapitel des *English for the Iranian Passenger* und steuert gleichzeitig den Wagen durch den wahnwitzigen Teheraner Verkehr. Der Iraner ist eine Nachteule, die Straßen sind noch voller als tagsüber. Wir erkundigen uns gegenseitig nach unsichtbarer Näherer und Lachsen, immer, wenn Alireza mir komplexere Zusammenhänge auf Farsi erklärt, antworte ich detailliert auf Deutsch; ich würde sagen, läuft gut!

Schließlich Telefonverbindung nach Hamburg, ist eigentlich fast schade, haben wir's doch gerade so lustig. Jetzt raucht, liest, fährt und telefoniert Alireza gleichzeitig. Mit Hin- und Herreichen des Handys schaffen wir es, ein paar Parameter zu klären, unter anderem, dass wir jetzt nach Farahzad fahren, was immer das ist.

Es ist eine Amüsierstraße, vom Prinzip her Darband nicht unähnlich, nur kleiner und eben. Restaurants und Näschiereibuden,

die Straße mit Fähnchen und Wimpeln geschmückt, des Feiertages wegen, zu diesem Anlass laufen auch Kinder mit Gebäck und Fruchtsäften umher, die man einander zum heutigen Fest schenkt. Alireza erschnorr mir Kostproben von allem mir fremden Naschwerk, und langsam beginnt sogar so was wie verbale Kommunikation zwischen uns zu funktionieren, was natürlich das Terrain für Scherze beträchtlich ausweitet. Wir promenieren die Straße ausgiebig hin und zurück, dann fahren wir weiter, nicht etwa nach Hause, es ist ja erst Mitternacht, Zeit, ein bisschen Spaß zu haben. Da, wo alle jetzt hingehen, im Mellat-Park.

Auha. Als ich sagte, Darband sei unglaublich, da kannte ich natürlich den Mellat-Park noch nicht. Alle 15 Millionen Teheraner sind heute Nacht hier, inklusive aller Klein- und Kleinstkinder. Und alle haben sie allen möglichen Spaß. Wir streunen übers Gelände, es muss riesig sein, klar, sonst stünden sich die 15 Millionen ja auf den Füßen. Tun sie nicht. Sie spielen, zum Beispiel, Federball, in großer Zahl, auf den breiten asphaltierten Wegen, wo die Beleuchtung stimmt. Andere munkeln im Dunkeln. Es gibt einen Public-Viewing-Fernseher und einen See mit Springbrunnen und Wasserlichtspielen, Letztere allerdings nur bis neun. Wir ärgern im kleinen Zoo große Vögel und gehen im Kino, einem futuristischen Brückengebilde, mal aufs Klo. Kinder tollern über die Spielplätze, Ehepaare flanieren, wir drei kaspenn.

Meine beiden Heiopeis sind hinreißend, sie begöschern mich nach Strich und Faden, und bisweilen raufen und knuffen sie sich vor lauter Übermut.

Der Mellat-Park ist ein großes nächtliches Fest. Ich würde es kaum glauben, hätte ich mich nicht schon dran gewöhnt, dass Teheran mich alle fünf Minuten aufs Neue überrascht. Habe noch nie Leute gesehen, die derart Spaß haben können wie die Teheraner. In einem sehr entspannten Gegenentwurf zu dem Gedränge der zwanghaften Konsumiermassen, die mich auf Hamburger Bespaßungsexerzitionen wie Dom oder Hafengeburtstag ganz krank machen. Die öffentliche Aggression scheint man hier hauptsächlich im Straßenverkehr zu sublimieren. Kann auch sein, dass Nichtsaufen hilft.

Irgendwann werde ich unwideruflich müde, hatte ja heute schon eine gehörige Portion Berg. Auch wenn die Nacht nach hiesiger Definition noch jung ist, wäre Schlaf eine hübsche Idee. Alireza und Peyman fahren mich ins Hotel, wir wünschen uns gegenseitig gute unsichtbare Näherei und sind morgen, soweit wir uns richtig verstehen, um elf verabredet. Vor dem Einschlafen esse ich noch eine Dose Thunfisch, die man mir im Zug ausgehändigt hatte; war soviel los heute, muss irgendwie das Essen vergessen haben, kann passieren, wenn einfach zu viel passiert.

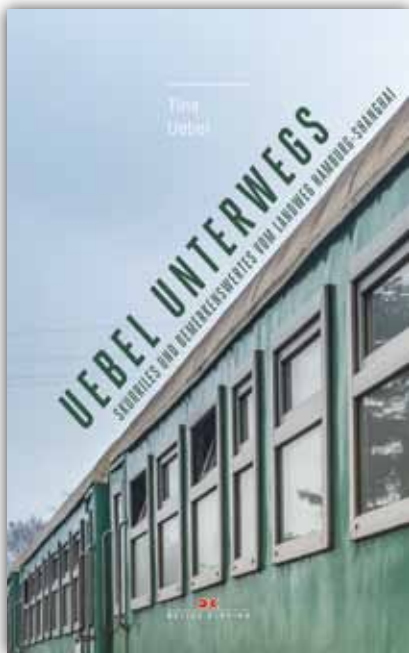


© Stefan Malzkorn | www.malzkornfoto.de

Tina Uebel,

bekannte Wortakrobatin, Theaterschreiberin, Illustratorin, Grafikerin, Schriftstellerin (»Last Exit Volksdorf«, »Nordwestpassage für dreizehn Arglose und einen Joghurt« 2012), Von-Zeit-zu-Zeit-Bloggerin (u.a. für Spiegel online), lebt in Hamburg, sofern sie nicht gerade auf Reisen ist (derzeit: Antarktis). Mitbetreiberin der Kult(ur)-Institution Nachtspeicher auf St. Pauli. Interessant. Lustig. Nachdenklich.

Im Handel oder unter www.delius-klasing.de



€ 19,90 [D] / € 20,50 [A]

ISBN 978-3-667-10472-4



DELIUS KLASING

Art-Nr. 9469 (50 Ex.)